

Vom Kirchhof zum Gottesacker

Friedhofskultur im Zeichen der Reformation, am Beispiel von Mönchsondheim

Mechthild Engert, Beitrag zur Ausstellung »Dorf im Umbruch«, 2017

Gibt es den evangelischen Friedhof? Viele Friedhöfe in den ländlichen Gemeinden zwischen Main und Steigerwald scheinen sich zu gleichen. Wir finden überall liebevoll bepflanzte Familien- und Einzelgräber, immer häufiger sind eigene Grabformen für Urnenbestattungen, wie Urnenwände oder Urnenwiesen. Die Gestaltung der Gräber und der Grabzeichen lässt kaum Rückschlüsse auf die konfessionelle Prägung der Gemeinde zu. Betrachtet man aber den Friedhof selber, in seiner Stellung im baulichen Gefüge im Dorf, lassen sich die tiefen Brüche der Friedhofs- und Bestattungskultur im Zuge der Reformation ablesen.

Der Friedhof Mönchsondheim ist einer der ältesten Begräbnisstätten im Landkreis Kitzingen. Seit dem Jahr 1583 liegt der Friedhof außerhalb des Dorfes.¹ Bis heute werden hier die Toten der Gemeinde bestattet.



BILD 1, Friedhof Mönchsondheim, Mauer und Friedhofskapelle

Christliche Begräbniskultur in Mitteleuropa

Mit der Christianisierung Mitteleuropas wurde der Bereich um die Kirche, der Kirchhof, zur Begräbnisstätte der Gemeindemitglieder. Kirche und umfriedeter

¹ Landratsamt Kitzingen, Friedhöfe im Landkreis Kitzingen, o.A.

Kirchhof bildeten einen gemeinsamen Kultraum, ausgerichtet auf den Altar und die Verehrung der Heiligen.² Als erstrebenswert galt die Bestattung in der Nähe zu Altar und Reliquie, um die Erlösung der Seelen zu fördern.

Die Begräbnisplätze lagen damit im Zentrum des Ortes und des Lebens der Gemeinde, im Gegensatz zu antiken und als „heidnisch gebrandmarkten“ Traditionen der Bestattung außerhalb der Siedlungen. Seit dem Jahr 785, mit der ›Capitulatio de partibus Saxoniae‹ Karls des Großen, waren Feuerbestattungen untersagt und die Bestattung auf Kirchhöfen zwingend vorgeschrieben. Außerhalb des Kirchhofes mussten Selbstmörder, Hingerichtete, Andersgläubige und Ehebrecher bestattet werden. Auch wurden, während Seuchen wüteten, sogenannte Pestgräber außerhalb der Ortslagen angelegt.³

In der Kirchenburg Mönchsondheim ist noch heute die räumliche Enge der Kirchhöfe spürbar. Gräber mussten nach wenigen Jahren geräumt und neu belegt werden. Ausgegrabene Gebeine wurden in sogenannten Beinhäusern oder Karnern aufbewahrt.⁴ Einer der wenigen noch erhaltenen Karner in Unterfranken ist die Michaelskapelle in Iphofen, bis ins Jahr 1690 die Friedhofskapelle neben der Pfarrkirche St. Vitus.



BILD 2, Michaelskapelle Iphofen (Karner)

Die Gebeine waren ein Erinnerungszeichen des Todes an die Lebenden, ein memento mori. Die Wiederbenutzung der Gräber, die im Christentum seit dem Mittelalter praktiziert wird, steht im Gegensatz zu den „ewigen Grabstätten“, die im Judentum und im Islam als religiöse Pflicht gelten.⁵

Reformation und Bestattungskultur

Bereits vor der Reformation wurden Friedhöfe vor die Stadtmauern verlegt, wegen Platzmangels und erster Überlegungen die Bevölkerung vor Seuchen zu schützen. Die Stadt Nürnberg legte im Jahr 1518 zwei neue Friedhöfe an, St.

² vgl. Richter, Handbuch Stadtgrün, S. 232

³ vgl. Fischer, Vom Gottesacker zum Krematorium, S. 23 und 24

⁴ Heuer, Ländliche Friedhöfe in Unterfranken, S. 35

⁵ FLL, Fachbericht Begriffsbestimmungen Trauerkultur, S. 15

Johannis und St. Rochus. Seit dem Jahr 1519 waren Bestattungen innerhalb der Stadtmauern Nürnbergs untersagt.⁶

Martin Luther befürwortet in seiner Schrift „Ob man vor dem Sterben fliehen möge“ von 1527 Begräbnisse außerhalb der Städte. Mit der Schilderung der alltäglichen Betriebsamkeit auf den Kirchhöfen, der fehlenden „Andacht und Ehrfurcht“ und dem Hinweis auf antike Traditionen, „auch das Grab von Christus selbst war draußen vor der Stadt bereitet“⁷, wünscht Luther: „... ein Begräbnis sollte angemessenerweise ein feiner, stiller Ort sein, der von allen anderen Orten abgesondert ist, wohin man mit Andacht gehen und stehen kann, um dort den Tod, das Jüngste Gericht und die Auferstehung zu betrachten und zu beten. So müsste dieser Ort eine Ehren-, ja fast eine heilige Stätte sein, so dass einer mit aller Ehrfurcht darüber gehen könnte, weil ohne Zweifel einige Heilige da Hegen. Auch könnte man da ringsherum an den Wänden derartige andachterweckende Bilder und Gemälde malen lassen.“⁸

In Luthers Schilderung zeigt sich ein grundlegender Wandel der Bedeutung der Begräbnisstätte. Die Lebenden nun nicht mehr der Toten gedenken und erinnert werden, zu deren Erlösung beizutragen. Der Friedhof ist ein Ort für die Lebenden, die über die eigene Sterblichkeit und Auferstehung sinnieren. Die Verlagerung des Friedhofs ist das äußere Zeichen des reformierten Glaubens, praktische Erwägungen sind zweitrangig. Luther schreibt: „so sollte uns nicht bloß die Not, sondern auch die Frömmigkeit und Ehrfurcht dazu treiben, ein gemeinsames Begräbnis draußen vor der Stadt zu machen.“⁹

Luthers Rat wirkte nachhaltig, evangelische Kirchenordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts schlossen sich in großer Zahl der Forderung an.¹⁰ „Die Reformation bewirkte eine grundlegende Veränderung der Friedhofs- und Bestattungskultur im deutschsprachigen Raum Mitteleuropas, da die in der katholischen Religionslehre verankerte Bedeutung des Grabes sowie der intensive Totenkult von den Protestanten rigoros abgelehnt wurde. Für die Protestanten stellte die katholische Lehre vom Bestehen eines Fegefeuers, in dem die Verstorbenen ihrer Erlösung harren, und aus dem sie durch Fürbitten und Ablasszahlungen ihrer Hinterbliebenen früher erlöst werden können, eine Irrlehre dar. In der Konsequenz wurde eine Einschränkung des

⁶ Stadt Nürnberg, www.nuernberg.de

⁷ Luther, Ob man vor dem Sterben fliehen möge, o.A.

⁸ Luther, ebd.

⁹ Luther, ebd.

¹⁰ Venne, Nachfrageorientierte Strategien zur Nutzung städtischer Friedhöfe, S. 19

Totengedächtnisses und der Bestattungsbräuche verfolgt.“, schließt Martin Venne.¹¹

Im Landkreis Kitzingen sind die Auswirkungen der Reformation auf die Friedhofs- und Bestattungskultur deutlich ablesbar. Mit der Reformation wurden die Friedhöfe der evangelisch-lutherischen Gemeinden vor die Stadtmauer oder den Dorfgraben verlegt, an einen prominenten Ort, unmittelbar gegenüber des wichtigen Eingangs der Stadt oder des Dorfes. So wurden im Jahr 1542 der Alte Friedhof Kitzingen, der Friedhof in Etwashausen und der Friedhof Prichsenstadt verlegt, 1546 folgte Mainbernheim, 1548 Marktstett und 1566 der Friedhof der Stadt Marktbreit. Von 1580 bis 1583 wurden die Friedhöfe der Dörfer in der Hellmitzheimer Bucht, in Dornheim und in Mönchsondheim, neu errichtet, bzw. in Hellmitzheim im unmittelbaren Anschluss an den Kirchhof erweitert.

Die Kirchhöfe in den katholisch geprägten Städten und Dörfern wurden weit später vor die Stadtmauern verlegt, trotz der sicher vergleichbaren räumlichen Enge. In Dettelbach entstand der Friedhof im Jahr 1612, freilich um die Wallfahrtskirche des damals neu gegründeten Klosters der Franziskaner-mönche. In Sulzfeld am Main, in Iphofen und in Sommerach entstanden erst in den Jahren 1668, 1690 und 1694 neue Friedhöfe vor den Mauern, sie liegen verborgener, an untergeordneten Straßen.¹² Erst nach 1800, als Folge der Säkularisation, werden viele Kirchhöfe im Landkreis aufgegeben und neue Friedhöfe außerhalb der Siedlung errichtet.

Der Gottesacker in Mönchsondheim und Friedhöfe der Reformationszeit im Landkreis Kitzingen

Nach der Überzeugung der Reformatoren bestimmt „Gott allein über Gnade oder Verdammnis“, die Vorstellung eines Fegefeuers als Zwischenstadium zur Erlösung entfällt. Der „mittelalterliche Seelenkult mit seinen Fürbitten, Stiftungen, Messen und Ablässen“ war sinnlos geworden. Calvinisten und Zwinglianer nahmen das Totengedenken stark zurück, „wohingegen in lutheranischen Regionen vieles, etwa die private Fürbitte, belassen wurde....

¹¹ Venne, ebd.

¹² Landratsamt Kitzingen, ebd.; eine Ausnahme von der Regel ist der Friedhof an der Bergkirche St. Margarete in Kitzingen-Hohenfeld. Der Friedhof entstand um ein Beginenkloster. Weit außerhalb des Dorfes gelegen, ist er seit 1251 nachweisbar, und damit die älteste Begräbnisstätte im Landkreis Kitzingen, die noch als solche genutzt wird.

[Es] entwickelte sich,... die Leichenpredigt, eine kurze Rede am Grab, die das Leben der Verstorbenen thematisierte.“¹³



BILD 3, In Sichtweite, Blick auf Kirchenburg

Die Lage und Gestaltung des Friedhofes Mönchsondheim ähneln der Situation um die Kirchenburg. In Sichtweite und gegenüber der Wehrkirche, auf einem markanten Vorsprung über dem Breitbachtal, liegt die Friedhofskapelle. Der Friedhof ist von Steinmauern eingefasst, die Zugänge sind mit Toranlagen betont. Die Friedhofskirche in Mönchsondheim wurde 1722 neu gebaut¹⁴, der viersäulige Kanzelaltar ist älter¹⁵. Heuer vermutet eine erste Kirche an diesem Ort, die noch vor dem Friedhof errichtet worden war.¹⁶ Im Innern der Kirche finden sich ein wuchtiges Chorgestühl und eine dreiseitige Empore. Der viersäulige Kanzelaltar scheint älter als die barocke Kirche selber. Im lutherischen Kirchenbau tritt die Auslegung des Wortes Gottes, mit der

¹³ Tonino, Der „Gute Tod“ und das normale Grab, S. 30

¹⁴ Die Friedhofskapelle im nahen Kleinlangheim, erbaut 1734, ist äußerlich baugleich. Pfarrer Blank war in beiden Dörfern für den Kirchenbau verantwortlich.

¹⁵ Der Vorgängerbau diente von 1638 bis 1688 als Pfarrkirche der Gemeinde, nach dem Einsturz und bis zum Neubau der Kirche in der Kirchenburg, nach Reinhold Hüßner, Kirchenburgmuseum, am 17.05.2017, mündlich

¹⁶ Heuer, Ländliche Friedhöfe in Unterfranken, S. 179

Predigt in der Kirche, gleichberechtigt neben das Sakrament des Altars, das Abendmahl. So entwickelte sich eine besondere, typisch lutherische Form des Altars, der Kanzelaltar.¹⁷



Bild 4, Kanzelaltar

„Die Reformatoren zentrieren die Bestattung auf die Verkündigung des Evangeliums an [die] Lebenden in der Hoffnung auf Christi Auferstehung und wehrten sich gegen jede Form der rituellen Fürsorge für die Verstorbenen im Jenseits (deswegen keine Totenmesse).“¹⁸ Die Leichenfeierlichkeiten verlagerten sich von der Kirche an den Friedhof selber. Dort, wo Friedhofskirchen fehlten, wurden daher neue Bauformen entwickelt, um die Trauergemeinde zu sammeln und zur Gemeinde zu sprechen. Es entstanden die sogenannten Arkadenfriedhöfe, oft mit freistehenden Predigtkanzeln. Im Maindreieck und zwischen Main und

Steigerwald ist der Typus des Arkadenfriedhofs besonders stark verbreitet, der Schwerpunkt liegt im Landkreis Kitzingen.¹⁹ Die Arkadenfriedhöfe ähneln in ihrer Anlage dem Stadtgottesacker in Halle/Saale, der 1594 vollendet wurde. „Die Arkadenarchitektur [diente] dem reformatorischen Bürgertum als repräsentativer Bestattungsort.“²⁰ Der Friedhof zeigte die sozialen Veränderungen im 16. Jahrhundert, der Ort diente der Trauer, zeigte aber auch die gesellschaftliche Stellung, für Zeitgenossen und für Nachwelt.²¹

¹⁷ Katholische Erwachsenenbildung und Projektbüro Reformationsdekade, S. 46

¹⁸ FLL, Fachbericht Begriffsbestimmungen Trauerkultur, S.15

¹⁹ Heuer, Ländliche Friedhöfe in Unterfranken, S. 54, Karte S. 381, Friedhöfe mit Arkaden und Freikanzeln im Lkr. Kitzingen: Abtswind, Mainbernheim, Marktbreit, Marktstef, Prichsenstadt, Repperndorf und Sickershausen, Friedhöfe mit Freikanzeln: Buchbrunn, Sickershausen, Friedhof mit Arkaden: Segnitz; in Segnitz und Castell waren Freikanzeln vorhanden und wurden abgebrochen

²⁰ Fischer, Vom Gottesacker zum Krematorium, S.26

²¹ vgl. Fischer, ebd.



BILD 5, Arkaden mit Gestühl, Predigtkanzel, Mainbernheim

Als Gottesacker wurden die Friedhöfe vor den Mauern seit der Zeit der Reformation bezeichnet.²² In Mönchsondheim lässt sich leicht erkennen, woher der Begriff rührt. Der Friedhof liegt noch heute außerhalb der Bebauung, der Blick streicht in die Weite, über die Felder, Gräberzeilen und Ackerreihen sind ähnlich strukturiert.



BILD 6, Gottesacker, Blick in die Landschaft

²² Fischer, ebd. S. 24

Bestattungskultur heute

Der Mönchsondheimer Gottesacker der Reformationszeit wurde in den 434 Jahren seit seiner Gründung immer wieder verändert, Grabfelder wurden geräumt und geordnet, der Friedhof wurde saniert. Wie die Gräber und Grabzeichen im Mönchsondheimer Friedhof ursprünglich angeordnet und gestaltet waren, ist nicht mehr bekannt. Recht sicher ist, dass dauernder Blumenschmuck auf den Gräbern nicht üblich war. Erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jh. war es technisch möglich, für die breite Bevölkerung erschwinglich, Pflanzen für den Wechselflor unter Glas anzubauen.²³ Die jüdischen Friedhöfe, mit Gräsern und Kräutern bewachsen, mögen den frühen Gottesäckern ähneln. In jüdischen Gemeinden und unter jüdischen Theologen war seit der Mitte des 19. Jh. durchaus diskutiert worden, ob Blumenschmuck auf Gräbern angemessen wäre. Es gibt keine theologischen Gründe, die dem entgegen standen, doch blieben die meisten Gemeinden der Tradition verhaftet und verzichteten auf Grabschmuck.²⁴



BILD 7, Jüdischer Friedhof Hüttenheim, Grabgestaltung

²³ Nobbmann, Gehölze und Stauden auf Friedhöfen, S. 226-229

²⁴ Daxelmüller, Der gute Ort, S. 14



Bild 8, Blumenschmuck und Grabgestaltung heute

Seit den Zeiten von Aufklärung und Säkularisation wandelte sich die Bestattungskultur stetig und deutlich.²⁵ Manche Veränderungen sind bereits in den Friedhöfen der Reformation angelegt, so wurde die Bindung von Begräbnis und Kirche gelockert, nicht nur in räumlicher Hinsicht, Begräbnisstätten aus dem alltäglichen Umfeld gelöst, strenge Vorschriften wurden in Frage gestellt und aufgehoben.

Im späten 18. Jahrhundert stieg der Bedarf für Friedhofsflächen aufgrund des starken Wachstums der Bevölkerung drastisch. So wurden in allen deutschen Staaten Verbote der Kirchenbegräbnisse erlassen, innerörtliche Kirchhöfe geschlossen und die Anlage von Friedhöfen außerhalb der Siedlungen angeordnet. Medizinisch-hygienische Bedenken lagen dem zugrunde, Bedenken, die sich aus heutiger Sicht als haltlos erwiesen.²⁶ Im ländlichen Mainfranken wurden diese neuen Gesetze widerstrebend und mehr als zögerlich umgesetzt. Die zweite Welle der Friedhofsverlegung, nach der Reformation, lässt sich in den katholisch geprägten Gemeinden erst ab den 1820er Jahren nachweisen.²⁷

²⁵ Fischer, ebd. S. 28ff

²⁶ Venne, Nachfrageorientierte Strategien zur Nutzung städtischer Friedhöfe, S. 19ff

²⁷ Landratsamt Kitzingen, ebd.

Statt einer Angelegenheit der Kirchengemeinde, der Nachbarn und der Familie, wurden Bestattungen mehr und mehr zur Aufgabe von Staat, weltlicher Gemeinde und Dienstleistern. Der Friedhof wird als sanitäre Anlage geführt, rationale Gesichtspunkte, eine kommunale Aufgabe effizient zu organisieren, statt religiös begründeter Motive stehen im Vordergrund. Eine Vielzahl von Dienstleistungen um Sterben, Bestattung und Grabgestaltung entstand, recht neu sind dabei Angebote wie Krematorien und privat-gewerblich betriebene Ruheforste.²⁸

Mit dem Zeitalter der Aufklärung folgte eine Hygienisierung und Ästhetisierung des Friedhofes. Die Friedhöfe der Reformation wurden Vorbild für die neuen, nun oft weitaus größeren Anlagen. Friedhöfe sind seither entweder architektonisch streng geordnet, wie die Arkadenfriedhöfe oder als grüne Friedhöfe gestaltet. Mit dem von Hecken gerahmten Gottesacker der Herrnhuter Brüdergemeine von 1730, in dem einfache Grabplatten in einer Rasenfläche liegen, vollzog sich eine Hinwendung zur Natur, in der nun das Höhere, Ewige gesehen wird.²⁹

Die heutige Vielfalt an Lebensformen und Lebensstilen stellt Friedhofsträger und Friedhofsnutzer vor große Herausforderungen. Viele Menschen sind auf das Diesseits bezogen, kaum auf Vorstellungen von Auferstehung und Erlösung. Nohl und Richter sehen daher Trauer und Trauerarbeit als wesentlich für die Friedhofskultur unserer Zeit.³⁰ Friedhöfe sollen Raum für Trauern und Erinnern geben. Rituale, ob traditionelle oder neu entwickelte, entlasten die Trauernden. Friedhöfe, in der unmittelbaren Nähe des Wohnortes, können leicht besucht werden, sie laden zu zwanglosen Begegnungen ein, ermöglichen das Gespräch. Der feine, stille Ort, den Luther sich wünschte, der zur Andacht reizt, ist ein solcher Ort des Trostes und der Begegnung.

²⁸ Akyel&Beckert: Pietät und Profit, S. 425ff

²⁹ vgl. Venne, ebd.

³⁰ Nohl&Richter, Friedhofskultur und Friedhofsplanung, S. 143 ff

Literaturverzeichnis

AKYEL, Dominic/ BECKERT, Jens: Pietät und Profit. Kultureller Wandel und Marktentstehung am Beispiel des Bestattungsmarktes. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 66(3), 425-444 (2014).

DAXELMÜLLER, Christoph: Der gute Ort. Jüdische Friedhöfe in Bayern. Hefte zur Bayerischen Geschichte und Kultur 39. Augsburg 2009.

FISCHER, Norbert: Vom Gottesacker zum Krematorium – Eine Sozialgeschichte der Friedhöfe in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert. Dissertation 1995, <URN: urn:nbn:de:gbv:18-379>

FORSCHUNGSGESELLSCHAFT LANDSCHAFTSENTWICKLUNG E.V. (FLL) (Hg.): Fachbericht Begriffsbestimmungen und religiöse Herleitung zur aktuellen Trauerkultur. Bonn 2008.

HEUER, Ludger: Ländliche Friedhöfe in Unterfranken. Kasseler Studie zur Sepulkralkultur; Band 6. Dettelbach 1995

KATHOLISCHE ERWACHSENENBILDUNG IM ERZBISTUM BAMBERG E.V. / PROJEKTBURO REFORMATIONSEKADE / LUTHER2017 DER EVANGELISCH-LUTHERISCHEN KIRCHE IN BAYERN (Hgg.): Abbruch – Umbruch – Aufbruch. Reformation und Ökumene in Mittel- und Oberfranken. Bamberg/Nürnberg, 1. Auflage 2016.

LANDRATSAMT KITZINGEN: Friedhöfe im Landkreis Kitzingen, Befragung der Friedhofsträger. Unveröffentlicht, 2015

LUTHER, Martin: Ob man vor dem Sterben fliehen möge. 1527.
Zitiert nach: Glaubensstimme – Das evangelische Archiv im Internet.
http://www.glaubensstimme.de/doku.php?id=autoren:l:luther:o:ob_man_vor_dem_sterben_fliehen_moege, am 15.05.17

NOHL, Werner/ RICHTER, Gerhard: Friedhofskultur und Friedhofsplanung im frühen 21. Jahrhundert – Bestatten, Trauern und Gedenken auf dem Friedhof. Königswinter 2001.

NOBBMANN, Lüder: Gehölze und Stauden auf Friedhöfen. Ein Streifzug in die Vergangenheit. In: BAYERISCHER LANDESVEREIN FÜR HEIMATPFLEGE E.V. (Hg.): Friedhof und Grabmal. Geschichte, Gestaltung, Bedeutungswandel. Heimatpflege in Bayern. Schriftenreihe des Landesvereins für Heimatpflege e.V. Band 5. München 2015.

RICHTER, Gerhard: Handbuch Stadtgrün, München 1981.

STADT NÜRNBERG:

<https://www.nuernberg.de/internet/friedhofsverwaltung/friedhofhistorie.html>, abgerufen am 15.05.2017

TONINO, Valentina: Der „Gute Tod“ und das normale Grab – Todesbewusstsein, Sterbe- und Bestattungsrituale, Bräuche und Liturgie. In: ERICSSON, Ingolf/ JUNG, Norbert/ LOHWASSER, Nelo (Hgg.): Der letzte Weg – Tod und Bestattung in Mittelalter und Neuzeit. Begleitheft zur Ausstellung im Diözesanmuseum Bamberg, 18.08. bis 13.11.2016. Veröffentlichungen des Diözesanmuseums Bamberg Band 28. Bamberg 2016.

VENNE, Martin: Nachfrageorientierte Strategien zur Nutzung städtischer Friedhofsflächen. Kasseler Studien zur Sepulkralkultur Band 16. Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal e.V., Kassel 2010.

Fotos: Mechthild Engert

Martin Luther „Ob man vor dem Sterben fliehen möge“, 1527

Das weiß ich wohl, dass bei den Alten, sowohl unter den Juden als auch unter den Heiden, sowohl unter Heiligen als auch unter Sündern, der Brauch gewesen ist, das Begräbnis außerhalb der Stadt zu haben. Die Alten sind gewiss so klug gewesen, wie wir nur sein können. Denn so zeigt es auch das Evangelium von St. Lukas, da wo Christus im Stadttor zu Nain den Sohn der Witwe vom Tode auferweckte (der Text besagt: »Man trug ihn zur Stadt hinaus zum Grabe, und es ging viel Volks mit ihr«, Lukas 7, 12). So ist damals die Sitte des Landes gewesen, die Begräbnisse außerhalb der Städte zu haben. Auch das Grab von Christus selbst war draußen vor der Stadt bereitet. Ebenso kaufte Abraham sein Begräbnis auf dem Acker Ephrons bei der zwiefachen Höhle, worin sich die Patriarchen alle begraben ließen (1. Mose 23, 10). Daher heißt es auch in der lateinischen Sprache efferre, das bedeutet »hinaustragen«, was wir mit »zum Grabe tragen« wiedergeben. Denn sie trugen sie nicht nur hinaus, sondern verbrannten die Leichen alle zu Pulver, damit die Luft ja recht rein bliebe.

Darum wäre auch mein Rat, diesen Beispielen gemäß das Begräbnis draußen vor der Stadt einzurichten. Und da wir hier zu Wittenberg einen Kirchhof haben, so sollte uns nicht bloß die Not, sondern auch die Frömmigkeit und Ehrfurcht dazu treiben, ein gemeinsames Begräbnis draußen vor der Stadt zu machen. Denn ein Begräbnis sollte angemessenerweise ein feiner, stiller Ort sein, der von allen anderen Orten abgesondert ist, wohin man mit Andacht gehen und stehen kann, um dort den Tod, das jüngste Gericht und die Auferstehung zu betrachten und zu beten. So müsste dieser Ort eine Ehren-, ja fast eine heilige Stätte sein, so dass einer mit aller Ehrfurcht darüber gehen könnte, weil ohne Zweifel einige Heilige da Hegen. Auch könnte man da ringsherum an den Wänden derartige andachterweckende Bilder und Gemälde malen lassen.

Aber unser Kirchhof, was ist er? Vier oder fünf Gassen und zwei oder drei Märkte sind es, so dass es keinen öffentlicheren und unstilleren Ort in der ganzen Stadt gibt als eben den Kirchhof, wo man täglich, ja Tag und Nacht darüber läuft, und das sowohl Menschen als auch Vieh: Jeder hat von seinem Hause aus eine Tür und eine Gasse, die darauf führt, und es geschieht auf ihm allerlei, vielleicht auch solche Dinge, über die man nicht spricht. Dadurch wird dann die Andacht und Ehrfurcht, die den Begräbnissen gebührt, ganz und gar zunichte. Jeder hält nicht mehr davon, als wenn er über einen Schindanger liefe, so dass der Türke den Ort nicht so in Unehren halten könnte, wie wir es tun. Und man sollte doch da lauter Andacht schöpfen, den Tod und die Auferstehung bedenken und auf die Heiligen, die da liegen, Rücksicht nehmen. Aber wie kann man das in

einem öffentlichen Ort, über den jeder laufen muss und der vor jeder Tür offen daliegt. Wenn der Begräbnisort überhaupt in Ehren stehen soll, so wollte ich lieber in der Elbe oder im Walde liegen. Aber wenn das Begräbnis draußen an einem abgesonderten, stillen Ort, wo niemand durch- noch darüber hinliefe, läge, so wäre es gar geistlich, ehrbar und heilig anzusehen und könnte auch so hergerichtet werden, dass er die, die darauf gehen wollen, zur Andacht reizte. Das wäre mein Rat. Wer so tun will, der tue es. Wer es besser weiß, der mache immer weiter wie bisher. Ich bin niemandes Herr.